

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Frage und Antwort	179
Johanna in Paris. Von Peter Scher	204
Deutsche Presse.	206

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.50; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 34, Fernspr. Lützow 7724.**

Aufträge Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirsche, Berlin SW 68, Markgrafenstr. 59.** Fernsprecher Amt Zentrum 1080 u. 10810.

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

Breslau Düsseldorf Frankfurt a.M. Halle a.S. Hamburg Hannover Leipzig Mainz Mannheim München
Nürnberg Stettin Strassburg i. E. Wiesbaden

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte

Korporation der Kaufmannschaft von Berlin

Handels-Hochschule Berlin

Das amtliche Verzeichnis der Vorlesungen und Uebungen im Winter-Semester 1916/17 nebst Stundenübersicht ist erschienen und kann zum Preise von 30 Pf. durch den Verlag von GEORG REIMER, BERLIN W. 10, oder vom Sekretariat der Handels-Hochschule (Berlin C. 2, Spandauer Straße 1) bezogen werden.

Erste Immatrikulation: Donnerstag, den 26. Oktober. Beginn der Vorlesungen und Uebungen: Montag, den 30. Oktober.

Der Rektor: Hiltzbacher.

Steuerberatung
Rechts- und steuerliche Ratgeber

In all' Ihren
Steuersachen vertritt und berät Sie fachmännisch
das **Steuerkontor G. m. b. H.**
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 86
Tel.: Amt Lützow 7365.
Prospekt „D“ frei.

Abiturienten-Examen

Damen werden schnell und gründlich zum Abiturienten-Examen vorbereitet im **Darmstädter Pädagogium**



Das **Vorlesungs-Programm** für das Winter-Semester 1916/17 ist erschienen und wird auf Wunsch kostenlos zugefandt.

Beginn des Winter-Semesters am 19. Oktober 1916.



Berlin, den 19. August 1916.

Frage und Antwort.

Frage.

Sie erwarten, Herr Direktor, daß ich gegen die Versendung von Schriften, die Annerregionen fordern und trotzdem den Regierenden mißfallen, ein kräftiges Wort sagen werde? Ich muß Sie enttäuschen. Mir scheint der Tadel solcher Versendung völlig grundlos und ich begreife nicht, daß reinliche Menschen und Zeitungen aus ihm fast schon einen Sport machen, Auflageziffer und Vertriebsart öffentlich angeben und dadurch die Behörden in Trab zu bringen versuchen. In unserer Heimath leben Leute, die meinen, daß man keinen von und nach der englischen Küste steuernden Passagier- oder Frachtdampfer schonen oder auch nur warnen, um die Empfindlichkeit der Vereinigten Staaten sich nicht kümmern, im Inneren die Sozialdemokraten nicht als anderen im Recht gleiche Bürger behandeln, den Krieg nur durch einen Friedensvertrag enden dürfe, der dem Deutschen Reich ungefähr eine halbe Million Quadratkilometer neuen Landes giebt. Daß diese Leute empfehlen, die Bewohner der dem Reich anzuschließenden Strecken wegzujagen oder zu rechtlos Hörigen zu machen, ist mir ein Schmerz: weiß unseren Feinden erlaubt, die Deutschen von 1916 eines Mangels an Menschengefühl zu zeihen, dessen das Rom der Antonine sich zu schämen begann. Die sich so absurd geberden, sind aller Politik fern, rauh aus dem Glauben an die Wirksamkeit staatsmännisch-diplomatischen Handelns gestoßen und in den Wahn verleitet worden, Deutschland könne nur gedeihen, wenn

es sich unter allen Umständen selbst zu ernähren, die wichtigsten Rohstoffe aus Eigenem zu sichern und dennoch andere Staaten zur Abnahme seines Waarenüberschusses zu zwingen vermöge. Manche, die nicht auf dem offenen Feuer internationaler Politik für den inneren Haushalt sich die zu Macht stärkende Speise bereiten wollen, wären in vernünftiger Erörterung vielleicht zu belehren. Der aber gewähren die Herrschenden nicht den schmalsten Raum. Unmöglich, auch nur zu erweisen, daß neun Zehntel des unfruchtbar scheinenden Janes von der Absicht auf innere Politik bestimmt sind. Die Absperrung aller Hauptgebiete politischen Trachtens muß schädlicher wirken als die Verriegelung der sonst dem Handel offenen Reichsthore. In Friedenszeit quillt dem Volk, nach der Arbeit in Werkstatt, Kontor, Amts- oder Studirstube, mannichfache Lehre über die ihm fremden Gegenstände gemeinen, gar internationalen Wesens; jezt, vor verhängnißvoller Entscheidung, ist es auf den armseligen Bestand des inneren Geistesmarktes und auf Gebatterstraiß angewiesen. Der unterirdische Schriftenversand soll aus der Noth helfen; redlicher Ueberzeugung, ohne Scheu vor Mühe und Kosten, Genossenschaft werden. Dagegen sage ich nichts. Bedaure nur, daß solche Heimlichkeit nothwendig geworden ist (und daß der Verfasser einer mißliebigen Schrift nicht Generallandschaftsdirector bleiben durfte). Vernünftig, würdig, nützlich könnte ich nur den Rechtszustand nennen, der Jedem gestattet, in der Noth des Vaterlandes sein Meinen und Wollen mit anständiger Offenheit auszusprechen. Ist Spähsucht und Ungeberei noch immer von Censurzwang untrennbar? Muß der Verständigung mit Rußland Erstrebende den schimpfen und in Achtung verwünschen, der ein leidliches Verhältniß zu England vorzöge? Und müssen Beide sich mit hastig verbrüderter Wuth auf den Reher stürzen, der den Reichskörper vor Splintern fremden Volksthumens bewahren will und warnend auf die Thatsache weist, daß im letzten Jahrhundert keine Nation in Europa annektirten Landes froh ward? Von dem Häuflein, das mindestens fünf Reiche zerstückeln möchte, sind die Regirenden nicht durch Grundsätze, sondern nur durch die Mauer des Entschlusses geschieden, nicht mehr zu nehmen, als zu erlangen ist. Gönnest Jedem die Möglichkeit, unter selbst gewählter Fahne zu fechten; für die Einzwängung von zwanzig bis dreißig Millionen Polen, Let-

ten, Esthen, Litauer, Wallonen, Wamen, Franzosen, für die Erhaltung des von der Reichsverfassung umschriebenen Gebietes, meinetwegen sogar für die Lebensfrucht eines Mitteleuropa (das, scheint mir, auch vor dem Krieg deutschem Willen nicht verschlossen war). Dann wird sich zeigen, in welcher Kämpferschaar die Uebermacht glüht. Frei, Herr Direktor, darf sich nur nennen, wer bereit ist, auch dem Gegner, dem Feind, dem wildesten Tollkopf die Freiheit, des Wortes und der Handlung, nicht zu schmälern.

Warum ich so lange nichts über Rumänien gesagt habe? Weil Neues nicht zu sagen war und die Bedrohung eben so thöricht ist wie die Umschmeichelung der Daco-Walachen. Die werden thun, was sie nützlich dünkt; und zunächst wohl abwarten, ob die Feinde Oesterreich-Ungarns, nach Czernowitz, Kolomea, Brody, Stanislau, Görz, auch Lemberg und Triest erobern können. Ueberredungsversuche helfen nicht. Nur die Furcht, daß der Feldmarschall von Hindenburg die Russen noch einmal zurückwerfen werde, kann den Vordrang hemmen. An dem selben Julitag des Jahres 1870, da Fürst Karl von Rumänien an den Vetter Wilhelm schrieb, sein Gefühl werde „stets sein, wo das schwarzweiße Banner weht“, sprach sein Minister Carp in der Kammer: „Wo Frankreichs Fahne weht, ist auch Rumäniens Gefühl und Interesse.“ So, ungefähr, steht noch heute an der Unteren Donau aus. Die Volksmehrheit unfrei und stumm; in der dünnen Oberschicht die Stier nach dem Ehrentitel der France de l'orient. Die stärksten Gründe gegen die Verbündung mit Rußland deutete der Brief an, den Graf Julius Andrássy, nach dem Rücktritt aus dem Amt, im April 1880 an den Fürsten Karl schrieb. „Nach meiner Ansicht, die ich nun, als Privatmann, unumwunden aussprechen kann, hat Rumänien sowohl in seinem nationalen als im europäischen Interesse den selben Beruf wie Oesterreich-Ungarn: gegen die Slavisirung eines Theiles von Europa und besonders des Orients eine wirksame Barriere zu bilden. Ihre gemeinsame Aufgabe ist, das Zusammenfließen der nord- und der südslawischen Elemente zu verhindern. Ein Abweichen von dieser Richtung müßte unserer Monarchie viele Gefahren, dem Fürstenthum Rumänien den Untergang bringen. Ich bin überzeugt, daß das seit dem Besuch des Fürsten Bismarck in Wien zwischen uns und Deutschland bestehende Verhältniß Eure Königliche Hoheit in Ihren beiden

Eigenschaften, als Fürst von Rumänien und als Hohenzollern, gleich angenehm berührt hat. Dieses Verhältniß ist nicht ephemere und beruht nicht auf persönlichen Beziehungen, sondern auf einer gesunden Realpolitik, die kein englischer Ministerwechsel stören kann. Weil dieses Bündniß nur so weit gegangen ist, wie die Interessen erheischen, und nicht um eines Haars Breite weiter, weil es keinem Theil ein Opfer zumuthet, daß über dessen eigene Interessen hinausginge, wird es bleiben und fest sein. Es beschränkt sich auf eine natürliche Abwehr einer natürlichen Gefahr und gipfelt, wie Eurer Königlichen Hoheit ohne Zweifel bekannt ist, darin, daß ein russischer Angriff auf einen der beiden Staaten beide vereint finden würde. Rumänien braucht, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, nur zu wollen, um in einem gegebenen Augenblick der Dritte im Bund zu sein; es hat nur in geeigneter Weise den Entschluß anzuzeigen, sich, wenn es angegriffen wird, an die beiden Reiche zu lehnen. Damit thäte Rumänien nur, was Oesterreich und Deutschland schon gethan haben: es hätte im Voraus markirt, wo es im Fall eines Angriffes seine Stütze suchen würde. Solche Erklärung Rumäniens würde die beiden anderen Reiche moralisch binden. Sollte Herr Bratianu aus Wien und Berlin den Eindruck mitgenommen haben, man sei ihm mit zu viel Reserve begegnet, so hätte er geirrt. Als Deutschland und Oesterreich vereinbarten, dem russischen Cabinet kein Geheimniß daraus zu machen, daß ein Angriff auf einen der beiden Staaten beide vereint finden würde, bestand eine Gefahr, die eben durch diese Erklärung fürs Erste beseitigt wurde. Damals wars keine Herausforderung, auf dem Papier die Konzentration vorzunehmen und zu veröffentlichen; heute, ohne solche Gefahr, könnte die Fortsetzung des Manövers durch die präventive Zuziehung eines dritten Staates als eine fränkende Bedrohung Rußlands aufgefaßt werden, die beiden Staaten fern liegt. Daher eine gewisse Zurückhaltung. Rückt aber die Möglichkeit der Gefahr wieder näher, so, naturgemäß, auch die Fortsetzung des Begonnenen! Eine Militärkonvention käme dann von selbst; und ich bin überzeugt, daß sich das von Eurer Königlichen Hoheit mit unbestreitbarem Ruhm geführte Heer an das meines allergnädigsten Herrn reihen würde, zu Erhaltung des Friedens oder zu siegreicher Entscheidung, jedenfalls zum Wohl Beider!“ Ganz so einfach, wie der Magyar

sie in struppigem Deutsch schilderte, war die Entwicklung nicht. Erst nach Jahren entschloß Karl sich zu der angebotenen Militärkonvention; und als sie, 1914, wirksam werden sollte, sprach das Ministerium, der König habe, in dem Geheimvertrag, den Kaiser sein Wort, nicht Rumäniens, verpfändet, daß nicht gefragt worden sei und dem das gekräftigte Oesterreich-Ungarn ein unerträglicher Nachbar wäre. Aus der Bukowina, aus Siebenbürgen, dem Banat und anderen ungarischen Komitaten ward dem Königreich Rumänien ein Gebietszuwachs von fast hundertfünfzigtausend Quadratkilometern, ein Volkszuwachs von sieben Millionen Menschen verheißen. So großen Gewinn ohne ernstes Wagniß einzuheimsen, wäre Wonne. Rußland könnte für die Duldung bewaffneter Durchmärsches die Bukowina oder, wenn sein Heer so weit vorwärts käme, Siebenbürgen anbieten und Ministerpräsident Brătianu sich dann des Briefes erinnern, in dem der kluge Fürst Karl Anton von Hohenzollern an seinen Karl schrieb: „Krieg gegen Rußland, zum Schutze der Neutralität, scheint mir für Rumänien eine Monstrosität zu sein, die selbst von Europa nicht verstanden würde.“ Noch aber dämmte die Vorstellung deutscher Heereskraft den Willensstom, der die Roumanie Asservie befreien möchte. Nirgend hat eine Lehre Bismarcks sich tiefer eingeprägt als dem Rechnerfinn der Rumänen die aus dem Frühjahr 1868: „Rumänien muß das Belgien Südosteuropas sein, ein möglichst gutes Verhältniß zu allen Nachbarn erstreben und geduldig warten, bis ihm vom Europäerbaum ein paar reife Früchte in den Schoß fallen. Selbst die Früchte, zumal unreife, zu pflücken, ist ihm verboten. Mit allen Mächten muß es gleich gut stehen und in der letzten Stunde, wenn Alles zusammenbricht, sich der Macht zugesellen, deren Sieg mit Sicherheit zu erwarten ist.“ Dieses Wort löst alle Räthsel rumänischer Politik; und keine Beredsamkeit von heute und morgen kann es übertönen. Noch schlug nicht die Stunde des Zusammenbruches. Das Wetter kann sich, ehe Herbst wird, noch einmal ändern. „Mit wem werden Sie gehen?“ „Mit dem Sieger; denn nur er ist im Recht.“

Was die Feinde am Ende des zweiten Kriegsjahres gesagt haben? Was sie seit zwei Jahren sagen: daß sie, in zärtlichster Eintracht, des Sieges gewiß sind. Der russische Generalstabschef Alejew: „Ich glaube, daß die schwierigste Strecke des Feldzuges

hinter uns liegt. Wir fühlen, daß der Feind schwächer wird; noch aber leistet er zähen Widerstand und erst nach gewaltiger Anstrengung wird uns gelingen, ihn völlig zu vernichten.“ Der britische Generalstabschef Robertson: „Wir haben Menschen, Geschütz und Geschosse und begrüßen in ruhiger Zuversicht das dritte Jahr des Kampfes für Recht und Freiheit.“ Abgeordneter Bissolati: „Der Krieglitz uns Frankreichs unverweilliche Jugend erkennen und ich bin stolz darauf, daß mein Vaterland Italien der Republik, zu Rettung europäischer Zivilisation, brüderlich gegen die selben Feinde verbündet ist.“ Staatssekretär Chamberlain: „Die Eintracht der Nationen und ihrer Heldenheere verbürgt uns vollkommenen Sieg.“ General Turner: „Ich glaube, daß der Krieg noch in diesem Kalenderjahr enden wird; denn Deutschland und Oesterreich würden, wenn sie ihn länger führten, an Menschen und Vermögen so arm, daß sie sich kaum in vier Jahrzehnten erholen könnten.“ Lord Derby: „Wir werden den besiegten Feinden Bedingungen aufzwingen, die Europa vom Militarismus erlösen und auf viele Menschenalter hinaus den Frieden sichern werden.“ Sir Arthur Conan Doyle (dem es Sherlock Holmes verrathen haben muß): „Wir werden in Sparpsicht, Deutschland und Oesterreich aber in Bankrot genöthigt werden.“ Genügen die Probbchen? Mir auch. Nur noch ein paar Sätze aus dem Festtagsartikel des Genossen Hervé: „Beim Krämer hört man Kleinbürgerfrauen und Proletarierinnen oft sagen, trotz allen schönen Reden und Schreibern sei der Feind nun schon zwei Jahre im Land und sitze fest in sieben Bezirken. Warum? Weil die Abgeordneten nicht das fürs Heer geforderte Geld bewilligt haben. Die selbe Anklage finde ich oft in Briefen. Und ein Freund erzählt mir, bei ihm zu Haus, hinter unseren Somme-Linien, sei von Bauer und Bäuerin täglich zu hören: Den Einbruch der Deutschen haben wir der Republik und den Republikanern zu verdanken. Nun hat zwar der Abgeordnete Klotz, als Berichterstatter über den Haushalt, nachgewiesen, daß alles für die Wehrmacht Verlangte von den Kammern bewilligt worden ist. Aber man muß auch dem Volk die Wahrheit sagen. Frankreich ist ein kleines Land mit neununddreißig Millionen Einwohnern und einem dieser Ziffer angepaßten Heer; Deutschland, mit neunundsechzig Millionen, kann sich ein größeres leisten. Frankreich ist fast schon

eine Macht zweiten Ranges; Deutschland überragt es an Menschenzahl um beinahe das Doppelte, an Industriekraft um's Drei- oder Vierfache. Da habt Ihr die wirkliche Ursache des Unglücks, das unsere nördlichen und nordöstlichen Bezirke erleben und aus dem sie weder der Heldennuth unserer Haarigen noch die Leistung der Führer blühen erlösen konnte. Am Tag der Kriegserklärung hatte Deutschland drei Millionen ausgebildeter Leute, Frankreich nicht viel mehr als die Hälfte. Um von Belfort bis an die Nordsee unsere Grenze dicht zu sperren und vom ersten Tag an der deutschen Mannschaftsziffer nahzukommen, wären wir verpflichtet gewesen, die Landwehr sofort nach vorn zu schicken. Daran war nur zu denken, wenn man die nöthigen Gewehre, Kanonen, Geschosse, Uniformen, allen Zubehör hatte und den alten Leuten so viel wie den jungen des aktiven Dienstes zutraute. Dieses Vertrauen brachte (ohne triftigen Grund, wie mir scheint) der Generalstab nicht auf: und deshalb konnten wir die Grenze nur von Belfort bis nach Charleroi decken. Von Charleroi bis ans Meer blieb sie ungeschützt. Da brachen die Deutschen ein, überschwenkten Nordfrankreich, bedrohten unseren linken Flügel mit Umfassung und erzwangen so unseren Rückzug. Die Republik hat einen breiten Buckel! Der Einbruch wurde möglich, weil wir seit vierzig Jahren keine Kinder (oder höchstens zwei in einer Familie) haben wollten. Sozialisten, Republikaner, Konservative: überall die selbe Wirtschaft. Die Staatsform ist daran unschuldig; der Geburtenrückgang ist älter als die Republik. Deutschland hatte 1871 nicht mehr Menschen als Frankreich, dem es heute schon um dreißig Millionen voraus ist. Wären wir nicht verkrüppelt und verunzelt, sondern ein gesundes, von Lebenskraft strotzendes Volk mit der solcher Stärke entsprechenden Industrie: Deutschland hätte sich den Angriff zweimal überlegt und uns wäre nicht nur der Einbruch, sondern der ganze Krieg erspart worden!“ Und warum hat Frankreich mit dem Feuer gespielt, aus dem Weltbrand werden konnte? Wollte es die Verkrüppelung, die Runzeln nicht sehen, von denen (in seinem Blatt *La Victoire*) Herr Herbé nun, am Feiertag, wie von allbekannten Thatsachen spricht?

„Rettet die Rasse!“ Aus dem *Matin* hallt der Schrei des Professors Letulle ins Gallierland. „Wird Frankreich morgen noch genug Kinder haben, um den Strahl seiner Gessittung über die

dem Frieden zurückgewonnene Erde hin leuchten zu lassen? Wird es stark genug sein, um seine Rolle in dem großen Drama der Menschheit weiterzuspielen? Im Jahr 1893 hatten wir 343 000; zwei Jahrzehnte danach nur noch 293 000 Rekruten. Trotz der Warnung, die aus dem Mund unserer berühmtesten Forscher kam, sank die Geburtenzahl unaufhaltsam. Lannelongue, Charles Richet, der liebe alte Meister Vinard predigten die Wahrheit, leider, in der Wüste. Ist Galliens gütige Erde nicht die freigiebig Nahrung spendende Amme von einst? Oder sträuben die jungen Franzosen sich gegen den Ehezwang? Nein; noch ist der Acker unserer Heimath fruchtbar, die Weide fett, der Weinberg ergiebig und die Zahl der Ehen im letzten Halbjahrhundert stetig gestiegen. Ist das Blut unserer Rasse siefch geworden? Blicket auf das von unserer Mannschafft an der Marne, am Oser, in der Champagne, vor Verdun, auf jedem Gelände Geleistete! Aber viele französische Ehepaare wollten höchstens zwei Kinder haben und bedachten nicht, daß nur durch Geburtenfülle die Macht einer Nation zu sichern ist. Industrie und Handel der fruchtbaren Völker, die neben uns wohnen, die Ströme der Fremden, die unser milder, aller Lebenslust holder Himmel anzieht und festhält, bedrohen uns mit Ueberfluthung. Wollen wir, die der Germane nicht als einen Bissen herunterzuschlingen vermochte, uns in blödem Stumpfsinn von den Nachbarn zerkrabbern lassen? Der Abgeordnete Bénazet hat dem Parlament einen Gesetzentwurf vorgelegt, der sich auf Vinards alten Grundsatz stützt: „Die Geburtenzahl wird nur wachsen, wenn die Kinder den Eltern Nutzen, nicht Last, bringen.“ Jede Mutter lebender Kinder soll vom Staat Prämien empfangen: für die ersten zwei je 500, fürs dritte 1000, fürs vierte 2000, für jedes noch folgende 1000 Francs. Dieses Geld soll der Mutter, auch der unverheiratheten, allein gehören; wird ihr aber, damit sie das Neugeborene sorglich betreue, erst ausgezahlt, wenn das Kind ein Jahr alt ist. Auch der Vater geht nicht leer aus. Sobald er dem Amtsvorsteher mindestens vier lebende, seit der Geburt von ihm vor Noth bewahrte Kinder vorführt, hat er das Recht auf 2000 Francs. Die zu solchem Aufwand nöthigen Mittel kann eine Sondersteuer schaffen, die kinderlose oder nur ein Kind aufziehende „*unannez unu ytrauen*“ zu tragen haben.“ Vefet, yrdnzojen aus Frankreich, den Gesetzentwurf Bénazets und zwinget die Abge-

ordneten, ihn schleunig anzunehmen. Und Du, schmerzenreiche Mutter, ewig Geopferte, anbetungswürdige Mama, wage, zu hoffen! Endlich dämmert der Morgen, der Gerechtigkeit bescheidet. Segen den Müttern: sie werden Frankreich retten!“ Ergrausend hört der als Feind Verschrjene die Anpreisung solchen Quacksalbermittels. Wenn Frankreich die Wunde von 1871 verharshen ließ, war es nirgends gefährdet; konnte den Einzelnen und der Gesammtheit Schätze häufen, mit deutscher Bürgschaft ein mächtiges Kolonialreich, ein naheß Indien, nützen und frei in der Willensbahn seines Genius leben. Nun? Die kräftigste Mannheit tot oder verstümmelt. Die Zeugerkraft in Garben hingemäht. Die werthvollsten Bezirke verwüstet. Wirthschaft und Finanz bis ins Tiefste zerrüttet und die Gläubigerschaar in Nord- und Südost-europa auf absehbare Zeit zu Rückzahlung und redlicher Verzinsung des Gellehenen unfähig. Könnte von solchem Verlust der Sieg selbst entschädigen? Deutsche Menschenmehrheit von dreißig Millionen; bald noch höhere. Frankreichs Stolz müßte sich in Gewinsel um Bundesgenossenschaft ducken; und die Nation von unübertrefflicher Tapferkeit würde, weil sie den Russen nicht Geld, den Briten nicht starke Armeen zu bieten hat, fühl vielleicht, wie ein schüchterner Bettler, von der Thür der Mächte gewiesen, für die sie ihr Blut und Vermögen hingab. Nie ist hier gehehlt worden, wie schlimm unsere Politik im Verkehr mit Frankreich geirrt hat. Doch all ihr Fehl schrumpft dem Auge, das ihn der Raserei französischer Heroensucht vergleicht. Deutschland will leben; wird leben. Den Franzosen ist es der Erbfeind: und hat von 1871 bis 1914 doch nie das winzigste Gehöft von ihnen begehrt.

Antwort.

Vor und hinter der Schwelle des dritten Kriegesjahres ist wieder heftig auch über Belgiens Wesen und Zukunft gestritten worden. Die Erinnerung an den keltischen Kriegerstamm der Belgae, die den Römern die Eroberung Galliens Schritt vor Schritt wehrten, dem großen Julius Caesar sieben Jahre lang widerstanden, unter Claudius Civilis den Bataveraufnuhr zu ernster Gefahr für Rom machten und denen in Südbritanien Verwandte lebten, war dem Gedächtniß des mit dem Bellum Gallicum, den Kämpfen gegen Nervier, Remer, Viromanduer Geplagten früh

entronnen. In Mythosferne schien ihm auch die „Au am Ufer der Schelde bei Antwerpen“ zu liegen, wo Wagners Deutscher König Heinrich die Fürsten, Edlen, Freien von Brabant zur Heeresfolge nach Mainz heißt, an die Bedrohung durch der Ungarn Wuth mahnt und die Mannheit aufruft: „Nun ist es Zeit, des Reiches Ehre zu wahren; ob Ost, ob West: Das gelte Allen gleich! Was deutsches Land heißt, stelle Kampfeschaaren, dann schmäh wohl Niemand mehr das Deutsche Reich!“ Die Gallia Belgica war fränkisch, dann lothringisch geworden; kam unter spanische, dann unter österreichische Herrschaft. Die abzuschütteln, drängte zuerst die hitzige Jugend der Hochschule in Loewen. Die Oesterreicher mußten Brüssel räumen; kämpften aber noch ein Jahrzehnt lang um das katholische Niederland und verloren es ganz erst im Frieden von Lunéville (1801). Die „Vereinigten Belgischen Staaten“ blieben der Traum der Sprudeljugend. Bonaparte legte die Hand auf das an Menschen und Erbschätzen reiche Land; peitschte und streichelte es in das Empfinden inniger Gemeinschaft mit Frankreich. Blieb auf ein selbständiges Leben Belgiens noch Hoffnung? Ein Franzose, Mirabeau, hatte es als Erster unter Fremden verheißen. Nun begräbt der erste Franzosenkaiser die Zuversicht. Nach seinem Sturz will der Wiener Kongreß, der das Kunstgebild der neutralen Republik Krakau stümpert und den Polen die Erhaltung ihres Volksthumus zusagt, im Niederland den Glaubensspalt schließen, der seit dem Tag der Utrechter Union (1579) zwischen Katholiken und Reformirten klast. Auf Englands Wunsch klebt er Belgien wieder an Holland und kürt den Oranier Wilhelm zum König der „Vereinigten Niederlande“ (deren Südgrenze im zweiten Pariser Frieden ins Herzogthum Bouillon gestreck wird). Der Nothbau hält sich durch drei Lustren. Wie nach der Jakobinerrevolution die Brabanter sich wider Joseph den Zweiten und das „wiener Joch“ erhoben, so steht nach der pariser Julirevolution, nach der Entthronung des katholischen Bourbonenkönigs von Frankreich, das gebrüdete Belgiervolk gegen den kalten Knechter, den protestantischen Oranier auf. Beide Stämme: Flamen und Wallonen; bald auch, auf den Ruf des klugen Patrioten Louis de Potter, beide Parteien: Klerikale und Liberale. Das Sturmlied Masaniello (in Aubers Oper „Die Stumme von Portici“) entbindet den Willen zu offener Rebellion. Ueber dem brüsseler Rathhaus flattert das

Dressarbestuch mit dem Bild des brabantier Löwen. Durch die Straßen gelbt das neue Freiheitslied: „Brabançonne“. Nach dreitägigem Straßenkampf muß das Oranierheer aus der Hauptstadt weichen. In Schaaren fliehen die Belgier von Hollands Fahne. Wilhelm läßt von der Citadelle aus die Schelbestadt Antwerpen in Brand schießen. Die Kleisterarbeit des Wiener Kongresses blindet die Theile nicht mehr. Der alte Gueusentrog ist erwacht. Belgien will frei sein; weder zu Holland noch fortan, wie das unentkräftete Konventsgeſetz vom Jahr IV bestimmt, zu Frankreich gehören. „Schwarz-Gelb-Roth sei unser Banner; unter ihm fechten wir, wenns sein muß, mit den verbehtnen Waffen der Infamen.“

Aexle, Pifen, Mehgerbeile, mit Nägeln geſpide Breittſparren: Das taugte in die Tage der rebellirenden Junker, die, vor dem Ohr der Statthalterin Margarete von Parma, ein Höſſling (1566) einen Bettlersſwarm ſcha't, die ſich ſeitdem gueux nannten, goldenes und ſilbernes Bettelmannsgeräth an Hut und Gürtel trugen und im Dickicht, am verglimmenden Lagerfeuer ſchworen, mit dem blutig aus der Bauchhöhle geriffenen Darm das Antliß des Herzogs Alba und ſeiner frommen Folterknechte zu ſtriemen. Jetzt waren andere Waffen nöthig; feinere (und drum wirſamere) erſtritten den Sieg. Frankreich, deſſen König nun Louis Philippe heißt, will den Einſturz des Niederländerſtaates nützen, um dem ſeit Leipzig und Waterloo verblaßten Gallieruhm die „Nordmark“, das Keltenland, zu erobern. Tauſende Freiwilliger eilen aus Frankreich nach Belgien und geloben ſich dem Kampf gegen den Oranier. Sehen die vier Großmächte, die das Königreich der Vereinigten Niederlande als einen Wall wider Frankreichs Vordrang ſchufen, müßig ihr Kunſtgebild zerfallen? Metternich ſtöhnt über die (von Mirabeau vorausgeſagte) Weltreiſe der Revolution, die überall neue Krater ausbreche; geſteht aber, daß Oeſterreich, den Prozeß in den Niederlanden verloren habe.“ Zar Nikolai will die Gewalten hölliſchen Aufruhrs niederwerfen und ſchickt ſeinen Feldmarſchall Diebitsch nach Berlin, damit er den Schwiegervater Friedrich Wilhelm in den Entſchluß zum Krieg überrede. Auch der Oranierkönig Wilhelm bittet den berliner Schwager und Vetter um Hilfe. Noch ſchwankt in Preußen die Wägschale. Der ſiebenzigjährige Gneifenau ſchreibt: „Selbſt die Empörung in Polen wird nicht hindern, daß Deutſchland gegen Frankreich unter die Waffen

tritt; denn die Macht Rußlands wird den polnischen Aufstand, bei der nie erlöschenden Uneinigkeit dieses halb barbarischen Volkes, bald genug dämpfen.* Auch sein Generalstabschef Clausewitz will den Krieg. Stein fürchtet, die Eitelkeit der Franzosen lehze nach schneller Rache an den Bezwingern Bonapartes. Der König befiehlt zwar den Abmarsch des Vierten Corps aus Sachsen an den Rhein; zaudert aber vor dem Gedanken an den dritten Feldzuggen Westen. Das Niederland war ihm ein schlechter, unverträglicher, übermüthiger Nachbar; und er weiß, daß französische Truppen in Belgien einrücken, sobald ein Preußenbataillon die Grenze überschritten hat. Das Volk der Befreiungskriege für die Batavierenkel bluten zu lassen, dünkt ihn fast Frevel. Da der belgische Aufruhr nicht mehr zu ersticken ist, wäre noch das Vernünftigste, die Umordnung in friedlicher Gemeinschaft mit Frankreich vorzubereiten. Preußens Gesandter in London, Heinrich von Bülow (Schwiegersohn Wilhelms von Humboldt und Großsohn Bernhards, der Deutschlands vierter Kanzler wurde), soll für diesen Plan wirken: und findet den Weg an das von Friedrich Wilhelm und seinem Minister Bernstorff erblickte Ziel schon leidlich geebnet. Dem England Wellingtons und Aberdeens war die belgische Sache höchst unbequem geworden. Damit ihm die Hälfte der holländischen Kolonien bleibe, hatte es auf dem Wiener Kongreß den europäischen Besitz der Oranier mit flamischem und wallonischem Land breit gerundet. Damit dieses Gebiet, das einen wichtigen Theil der Kanalküste umfaßt, vor Frankreich geschirmt sei, hat Wellington den Bau der Südfestungen beschlossen und geleitet. Ein französisches Belgien, gar ein mit Priesterhilfe aus dem Regerbund gelöstes, das die katholischen Jren in Nachahmung lockt: niemals darf England solche Entwicklung dulden. Truppen hinüberwerfen? Dafür wäre die City, die von dem oranischen Niederland nicht den erhofften Geschäftszins erhalten hat, kaum zu haben; und der liberale Brite, der Wahlrechtsverweiterung und Handelsfreiheit ersehnt, freut sich an dem Frankreich der Julirevolution und des Bürgerkönigthums. Das schickt seinen schlauesten Mächler, Talleyrand, ins Inselreich. Der neue Botschafter giebt sich als den redlichen Mann und arglosen Friedensbürger. Belgien an uns ketten? Wir denken nicht dran; müssen nur gegen den Einbruch einer fremden Macht gesichert sein. Auf diese Straße kann Bülow treten. Die Konferenz

Der fünf Mächte wird nach London einberufen. Noch einmal versucht der Zar, dem „Barrikadenkönig“ (Louis Philippe) die Pforte, die in den Hohen Rath von Europa einläßt, zu verammeln; er will sie Frankreichs Bevollmächtigten erst öffnen, wenn die pariser Regierung sich verpflichtet hat, in Belgien den Rechtszustand wiederherzustellen und zu erhalten, der vor der brüsseler Revolution galt. Daß, antwortet Friedrich Wilhelm, „kann niemals erreicht werden.“ Preußen rettet Belgien vor Rußlands Grimm. Nikolai Pawlowitsch muß in den Haag schreiben, sein Wille sei einsam geblieben und die russische Waffenhilfe werde, wenn die anderen Mächte des Vierbundes nicht mitschlagen, Holland nur schaden. Am vierten November 1830 beginnt in London die Konferenz.

Im London Wilhelms des Vierten, des Matrosenkönigs, der noch im November das konservative Ministerium Wellington durch das Whig-Kabinet Grey-Palmerston-Russell ersetzen muß. Die Vertreter des Vierbundes (England, Oesterreich, Preußen, Rußland) sind einig in der Erkenntniß: Belgien darf nicht in die Machtsphäre Frankreichs gleiten. Den Oranien, die der Brüsseler Kongreß, nach der Beschießung Antwerpen's, entthront hat, ist die jüngere Krone nicht zu erhalten. England opfert den Schützling, wie es manchen Sultan und Bey, wie es gestern die Bourbons geopfert hat. Ihm soll der neue Staat ein williger Kontorfreund und dankbarer Küstenwächter werden: deshalb erfüllt es ihm jeden nicht ganz vernunftwidrigen Wunsch. Soll, wie Rußland und Preußen empfehlen, die Schleifung der südbelgischen Festungen beschlossen werden? Palmerston möchte den demüthigenden Beschluß hinauschieben; französischen Einbruch würde ja Britanniens Heer abwehren (daß ihm stärker scheint als jedes aus allgemeiner Wehrpflicht entstandene; besoldete Freiwillige, faselt er, „sind dem Feldherrn ein besseres Werkzeug als eine Bande von Sklaven, die ihren Heimstätten mit Gewalt entrißen wurden“). Einstweilen genügt Bülow's Vorschlag, Belgien für einen neutralen Staat zu erklären und die Unantastbarkeit seines Gebietes von allen Großmächten verbürgen zu lassen. Der preußische Antrag wird zugleich mit der Theilung der Niederlande angenommen. Wer aber soll in Brüssel herrschen? Während der Polenaufstand Rußlands und Preußens Heere beschäftigt und zum ersten Mal der Plan auftaucht, einem österreichischen Erzherzog die Jagellonenkrone zu

geben, heißt Belgien ein Haupt. Der Kongreß denkt an den Herzog von Nemours, den zweiten Sohn Louis Philippes. An dessen Thron ließe Frankreich nicht rütteln; und gewiß ist der junge Herr so bescheiden bürgerlich wie sein Vater, der zu Fuß durch die pariser Straßen spazirt und bei Regen irgendeinen Bourgeois unter seinem Schirm an die Hausthür geleitet. Diese Kandidatur ist natürlich nicht durchzusehen; zwei Kronen für Orleans, ein Franzose als Belgierkönig, die Neutralität eine Poffe: keine Großmacht könnte zustimmen. Die Konferenz beschließt, daß ein den fünf großen Herrscherhäusern Angehöriger niemals den belgischen Thron besteigen dürfe. Preußen versäumt eine bedeutsame Stunde. Da vier Großmächte in dem Wunsch übereinstimmen, Belgien vor dem Einfluß des französischen Nachbars abzuwehren, winkt dem anderen, dem preussischen Nachbar eine ergiebige Möglichkeit: er müßte sich die Belgier befreunden und für die Wahl eines vertrauenswürdigen Hauptes wirken. Das geschieht nicht. Hollands Gesandter, Graf Verponcher, wird in Berlin viel höflicher behandelt als der belgische Baron Behr. Und bald darf Palmerston sich als den Vater des neuen Staates vor Europa brüsten. Seine Gnade giebt ihm den König: den Prinzen Leopold von Koburg. Einen deutschen Fürsten und russischen General, der aber als Chemann der britischen Thronerbin zum Engländer geworden war und mählich die Muttersprache verlernt. Als vierzigjähriger Witwer wird er zum König der Belgier gewählt; heirathet später des Bürgerkönigs Tochter Luise; bleibt aber, wo sein Geldmachertrieb es erlaubt, auf dem Festland der gehorsame Statthalter Englands, dessen junge Königin, seine Nichte Victoria, er dem Koburger Albert vermählt. Sein Königthum wird von dem Oranier bestritten und seine Miliztruppe von den tapferen Holländern überrannt. Doch Louis Philippe hilft. Er schickt, die Neutralität Belgiens zu schützen, den Marschall Gérard mit einer Armee über die Grenze und schreibt an Leopold: „Meine beiden ältesten Söhne werden den Feldzug mitmachen; auch der Herzog von Nemours, der jetzt Ihre Krone trüge, wenn ich sie nicht abgelehnt hätte.“ Holland muß weichen, aber auch Gérard rasch abmarschiren. Laueyrand entwirft endlich seinen lange verborgenen Plan: Preußen, Frankreich, Holland theilen das Land; wenn Antwerpen und Ostende Freihäfen werden, wird England nicht widersprechen. Bülow weiß, daß ihn

wenn er für solchen Vorschlag einträte, sein gewissenhafter König fallen ließe. Zum zweiten Mal rettet Preußen die Selbständigkeit Belgiens. Das wird nun, nach den Vierundzwanzig Artikeln der Londoner Konferenz vom fünfzehnten November 1831, von allen Großmächten anerkannt und lebt fortan auf dem Grundrecht einer Verfassung, deren wichtigster Satz ausspricht, daß alle Staatsgewalt vom Volk verliehen werde. Leopold beschwört sie; darf nach ein paar Jahren aber zuverlässigen Handlangern zuraunen: „So lange Belgien sich nicht von Grund ändert, bin ich der Staat.“

Noch aber sitzen die Holländer in der antwerpener Citadelle. Als Paskevitch in Polen den Aufstand niedergedrungen, soll die Hauptstadt gestürmt und in der pariser Kammer der Korfe Sebastiani gesagt hat, in Warschau herrsche jetzt Ordnung, können England und Frankreich den müden Ostmächten das Schauspiel neuen Waffenganges zumuthen. England soll Hollands Schiffe in Beschlag nehmen, Frankreich die Oraniertruppe aus Antwerpen jagen; Preußen mag für die Dauer dieses Unternehmens Ostbelgien besetzen. Mürrisch lehnt Friedrich Wilhelm den Antrag ab; nach der polnischen Belästigung wollen die drei Ostmächte sich nicht in neuen Hader verstränken und beschränken sich deshalb in die Geberden „moralischen Widerstandes“. Der hindert den Marschall Gérard nicht, als Europens Feldherr vor Antwerpen zu rücken. Nach vier Wochen ergiebt die Festung sich zwölffacher Uebermacht; und die Franzosen ziehen heimwärts. Erst nach sechs Jahren aber räumt König Wilhelm die kleinen Schelddefestungen Piestenshoef und Vilvo; ist Leopold Herr seines ganzen Gebietes. Auf ihrer Weltreise ist die Revolution in Italien und Polen zer-malmt, in Frankreich und Belgien vom Sieg gekrönt worden. Preußen hat nichts, Frankreich einen gefälligen Nachbar und Eidam, England einen pfiffigen Lehnsmann, der Papst eine neue Provinz gewonnen, dicht neben dem niederländischen Calvinereich den katholischen Staat, den Kardinal Richelieu aus Spaniens Niederland machen wollte. Der in seinen hellsten Stunden staatsmännisch weise Priester dürfte sich des neuen Gebildes freuen, wenn dessen Rechtszustand ihm gefallen könnte. Am vierten Oktober 1830 hat die Provisorische Regierung beschlossen: „Die gewaltsam den Niederlanden entriffenen Belgierprovinzen werden in einen unabhängigen Staat geeint, dem der Volkstongreß die

Verfassung geben wird.“ Die Namen De Potter, Ch'vain van de Weyer, Mérobe, Rogier stehen unter dem Beschluß; Wallonen und Franzquillons haben die Mehrheit. In der Verfassung vom fünfundzwanzigsten Februar 1831 wird allen Besitzern des Bürgerrechtes (daß der Fremde durch die *grande naturalisation* erwerben kann) jede damals erdenkliche Freiheit verbürgt. Kein Standesunterschied; alle Belgier vor dem Gesetz gleich; aller Heimstätte, Glaubens- und Willensausdruck unverletzlich; der Staat darf nicht in die Kultordnung eingreifen, nicht Priester ernennen, nicht die Presse in irgendeine Art von Censur zwingen, unter keinem Vorwande das Briefgeheimniß mißachten, nie einen Bürger hindern, von den „im Land gebräuchlichen“ Sprachen die ihm bequeme zu sprechen. Alle Gewalt geht vom Volk aus. Erlasse des Königs werden erst durch die Gegenzeichnung eines Ministers gültig, der dadurch die Verantwortungspflicht auf sich nimmt. Die Volkskammer kann die Minister anklagen und, während beide Kammern tagen, vor den höchsten Gerichtshof stellen; einen von dieser Instanz verurtheilten Minister darf der König nur auf den Antrag einer Kammer begnadigen. Daß gleiche Recht aller Kirchen und Kulte, das den Katholiken die Verfassung von 1815 verleidet hatte, wurde diesmal nicht erwähnt. In dem belgo-holländischen Trennungsvertrag, den die Staatshäupter von Frankreich, Großbritannien, Oesterreich, Preußen, Rußland am fünfzehnten November 1831 unterzeichnen ließen, um eine Störung des durch den niederländischen Zwist bedrohten Europäerfriedens zu hindern, steht, als Siebenter Artikel, der Satz: „In den zuvor bestimmten Grenzen wird Belgien ein unabhängiger und für alle Zeit neutraler Staat sein und sich zur Wahrung dieser Neutralität gegen alle anderen Staaten verpflichten.“ Den endgiltigen Friedensvertrag, den die fünf Großmächte „im Namen der Allerheiligsten Untheilbaren Dreieinigkeit“ mit Wilhelm von Holland schlossen und in den die Bürgschaft für Belgiens Neutralität aufgenommen wurde, haben im Auftrag ihrer Regierungen die Grafen Pozzo di Brogo, Sebastiani, Senfft-Pilsach, Viscount Palmerston, Freiherr Heinrich Wilhelm von Bülow und der Holländer Salomon Debel unterschrieben. Holland gab den westlichen Theil Luxemburgs dem Belgierkönig Leopold, bezieht den östlichen und empfing dazu einen Theil von Limburg mit den Festungen Maas-

tricht und Venloo. Mit dem neu gebildeten Herzogthum Limburg tritt der König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg dem Deutschen Bund bei; der Bundesstag stimmt am fünften September 1839 dem Entschluß zu und sagt: „Die bei diesem für ganz Deutschland wichtigen Anlaß auch in der Eigenschaft als König der Niederlande dem Deutschen Bund kundgegebenen wohlwollenden Gefinnungen von Freundschaft und nachbarlicher Zuneigung zu jeder Zeit zu erwidern, wird der Bund sich stets so bereit wie verpflichtet finden.“ Alles glänzt in schönster Ordnung.

Im April 1839 schrieb der Belgierkönig Leopold, der, seit der Räumung der Scheldbefestigungen, Herr seines ganzen Gebietes, von Englands Haltung im Hader mit Holland und Frankreich aber durchaus nicht entzückt ist, an die Königin Victoria: „Die Volkstimmung ist schroff gegen England, in dem die Belgier eine Stütze zu finden hofften, daß sich aber in jeder Entscheidungstunde wider sie gewandt hat.“ Aus dem Buckingham-Palast antwortet die Königin: „Wenn Ihre Belgier uns zürnen, sind sie sehr ungerecht. Den Druck, den wir auf Belgien übten, war von seinem, nicht von unserem Nutzen geboten. Heute scheint's Härte; doch die Zeit wird lehren, daß England der wahre Freund Belgiens war und ist. Für Ihr und Ihres Königreiches Wohl und Gedeihen wird meine Regierung stets gern thun, was sie irgend vermag.“ Der Schwächigungsversuch wirkt nicht. Mein Land, schreibt Onkel Leopold, „fühlt sich in der (sogenannten) Unabhängigkeit, in die es durch die Londoner Konferenz gebracht worden ist, erniedrigt und désenchante; es wird sich gegen die Dauer eines Zustandes wehren, der seine Eitelkeit verlegt. Mir scheint, der alte Pierson war im Recht, als er in der Kammer sagte, wahrscheinlich werde ich, wenn es bei dem Vertrag bleibt, der erste und der letzte König der Belgier sein. Kommt es so, dann hat England diese ihm unbequeme Entwicklung der Dinge verdient. Nach acht Jahren harter Arbeit blühende, Frucht verheißende Pflanzungen von Venen, die das eigene Interesse mahnen müßte, sie zu schützen, verstümmelt zu sehen, ist dem Politiker ein sehr trauriges Erlebnis. Ich habe nicht mehr die geringste Hoffnung auf einen Meinungswandel; freue mich aber, weil ich aus Eurer lieben Majestät einen Funken von Politik herausgelockt habe, die so freundlichen und hübschen Ausdruck fand. Ihr ehrliches Herzchen kann ja niemals etwas einem Land,

in dem Sie so innig geliebt werden, Schädliches wünschen.“ Unwirsch lehnt die Nichte die verzüßerte Pille ab. „Trotzdem Ihnen die Funken meiner Politik nicht mißfallen, dünkt mich gut, vorzuzuforgen, daß sie sich nicht mehren; sonst könnte eine Feuersbrunst daraus entstehen. Leider sehe ich ja, daß wir in dieser einen Sache nicht übereinstimmen, und muß mich deshalb in den Ausdruck aufrichtiger Wünsche für Belgiens Wohl beschränken.“ Erst im Herbst, nach einer fruchtlosen Verhandlung über den Besuch des Franzosenkönigs in Brighton, wird die alte Intimität wiederhergestellt; und Leopold schreibt: „Ich liebe Sie mit so tiefer Zärtlichkeit, wie man sie manchmal in Menschen findet, die der Außenwelt davon nicht viel zeigen. Mein sehnlichster Wunsch ist, Ihnen nützlich zu sein, und ich erwarte dafür keinen anderen Entgelt als ein Bißchen Neigung Ihres warmen Herzens. Ich bin jetzt ja im Besitz aller Ehren, die ich erlangen könnte, und sitze fester als die meisten Fürsten Europas auf dem Thron.“ Im Oktober verlobt Königin Victoria sich ihrem Vetter Albert von Koburg und kündigt dem Oheim, als dem Ersten, die frohe Post (in einem Brief, der den Bräutigam „auffallend schön und wirklich bezaubernd“ nennt). Sie trägt Leopolds Bildniß, als sie im Palast dem Geheimen Rath ihre Verlobung anzeigt. „Mehr als hundert Menschen waren zugegen. So vielen Menschen, meist mir ganz fremden, die Botschaft vorzulesen, war eine schreckliche Aufgabe. Ich fühlte, wie meine Hände zitterten; aber ich war sehr glücklich und man sagt, ich habe es gut gemacht. Als ich heraustrat, um nach Windsor Castle zurückzufahren, jubelten die Massen mir zu.“ Kein Wort noch von Politik. Drei Jahre zuvor hat der Britenkönig in Windsor zu Leopold gesprochen: „Wenn jemals eine Macht, Frankreich oder eine andere, in Ihr Land einzubrechen versucht, müssen wir sie sofort mit Wehr und Waffen bekämpfen. England könnte solchen Einbruch niemals zugeben.“ Als Victoria an dieses Wort ihres Vorgängers erinnert wird, bestätigt sie, daß es auch ihrem Willen den richtigen Ausdruck gebe. Am ersten Februar 1842 schreibt sie an den Onkel: „Der König von Preußen (Friedrich Wilhelm der Vierte, der zur Taufe des Fürsten von Wales, unseres lieben Eduard, nach Windsor Castle gekommen ist) scheint mir ein sehr liebenswürdiger Mann, von freundlicher Gemüthsart und bestem Willen. Er hält sehr den Gedanken, Belgien in ein intimes

Verhältniß zu Deutschland zu bringen; und ich glaube, daß die Erfüllung dieses Wunsches den Belgiern sehr nützlich würde.“ Aus Laeken antwortet der Onkel: „Gewiß könnte uns nichts nützlicher sein als die engste Verbindung mit Deutschland. Die wünscht auch das belgische Volk. Doch leider stand man in Deutschland Jahre lang auf einem kindischen Legitimitätsbegriff und stieß uns zurück. Dadurch wird die Annäherung nur erschwert. Die Reise des Königs von Preußen (der den ‚Blusenkönig‘ Leopold besucht hat) kann wohlthätig wirken; sie lehrt ihn die westeuropäische Stimmung kennen und muß ihn den Klauen Rußlands entreißen.“ Vierzehn Jahre später, während des Krimkrieges, spielt Leopold mit dem Wunsch, Belgiens Neutralitätspflicht abzuschütteln. Victoria schreibt: „In dieser Pflicht wurzelt Belgiens Leben. Die Großmächte haben für Ihre Neutralität die Bürgschaft übernommen und keine Möglichkeit kann Sie von solcher Pflicht entlasten.“ Leopold fügt sich; murt aber: „Wenn unsere Neutralität geachtet werden soll, muß sie geschützt sein. Frankreich könnte sie, wenn es in einen großen Krieg verwickelt wäre, leicht brechen, von uns fordern, daß wir in Gemeinschaft mit ihm kämpfen, und, wenn wir uns auf die Neutralität berufen, Belgien besetzen. Dann sind wir verpflichtet, uns zu verteidigen, aber auch berechtigt, von den Bürgen Schutz zu verlangen.“ Der wird zugesagt. Ist seitdem hundertmal von London aus zugesagt worden. Weil der zweite Leopold zaudert, sich am buharester Hof durch einen Gesandten vertreten zu lassen, ist Karl von Rumänien verstimmt; hört aber vom Vater: „Belgien muß, als neutraler Staat, warten, bis England vorangegangen ist. Belgiens Stellung ist von Frankreich und Deutschland in gleichem Maße gefährdet; seinen einzigen Halt hat es in England. Schweden und Dänemark brauchen keine Rücksicht zu nehmen; sie sind staatsrechtlich ganz anders situiert als Belgien.“

Wagweiler, der bis zum Kriegeausbruch das Institut Sociologique Solvay an der brüsseler Universität leitete (und vor ein paar Monaten gestorben ist), hat in seinem Buch „La Belgique neutre et loyale“ den Unterschied des neutralisirten Staates von einem, der aus freiem Willen so lange, wie ihm beliebt, neutral bleibt und die Neutralitätspflicht abwirft, wenn sie ihm lästig wird, mit Recht stark betont. „Die Neutralisation eines Staates beruht auf einem Abkommen, einer Uebereinstimmung, einer Abrede ver-

schiedener Staaten. Die verpflichten sich zu Leistung, die dem neutralisirten Staat den Genuß dauernden Friedens sichern soll; und dieser Staat übernimmt Pflichten, die das von den Partnern gewünschte Interessengleichgewicht unbedingt verbürgen. So war nach der belgischen Revolution von 1830 die Entwicklung. Um, wie 1814, 'die belgischen Provinzen zur Herstellung gerechten Gleichgewichtes in Europa mitwirken zu lassen', einigten England, Frankreich, Oesterreich, Preußen, Rußland sich in den Beschluß, 'durch neue Vereinbarung die Ruhe Europas zu sichern, zu deren Grundfesten die belgo-holländische Union gehört hatte.' Das internationale Grundgesetz Belgiens wurde 1839 durch den belgo-niederländischen Vertrag geschaffen und die Artikel dieses Vertrages wurden, am selben Tag, durch zwei von den fünf Mächten mit Belgien und den Niederlanden geschlossene Verträge unter die Bürgenpflicht dieser Mächte gestellt. Jede Macht, die zur Neutralisirung eines Staates mitwirkt, wird dadurch Bürge dieser Neutralität; hat sie zu achten und vor Verletzung zu schützen. Sie mit allen erlangbaren Mitteln zu verteidigen, ist aber auch der neutralisirte Staat verpflichtet. Deshalb sagt der Zehnte Artikel der Haager Konvention vom achtzehnten Oktober 1907: 'Der Versuch einer neutralen Macht, die Gefährdung seiner Neutralität, selbst mit Waffengewalt, abzuwehren, kann nicht als feindliches Handeln gelten.' Und die selbe Konvention verbietet dem Neutralen, den Marsch in den Krieg ziehender Truppen durch sein Gebiet zu dulden." Als Bismarck, nach Frankreichs Kriegserklärung, das Angebot Louis Napoleons von 1866 ans Licht ziehen ließ, wollte er den Briten beweisen, von welcher Seite nicht nur die Neutralität, sondern sogar die staatliche Selbständigkeit Belgiens bedroht sei, und ihnen die Furcht einflüster, der Franzosenfieg könne den Kaiser in seine Absicht auf Belgien zurückführen. Das ist dem Deutschen gelungen. Im August 1870 rief Lord Granville zornig im Oberhaus, Ehre und Interesse zwingen England zum Schutz der belgischen Neutralität; und im Unterhaus mahnte Gladstone an die Pflicht, jeder Europäermacht willkürliche Gebietsvergrößerung zu wehren. Dem Belgischen Gesandten Baron Nothomb, der deutsche Neutralitätsverletzung zu fürchten schien, antwortete Bismarck, er sei höchst erstaunt, zu hören, daß ein so gescheiter Mann ihm den allzu naiven Wunsch zutraue, Bel-

glen in Frankreichs Arme zu treiben. Von der Ueberzeugung, daß der erste Neutralitätsbrecher Belgien in das Feindeslager drängen, also sich selbst schaden werde, ging wohl auch Sir Edward Grey aus, als er am siebenten April 1913 nach Brüssel schrieb: „Die in Belgien entstandene Furcht, wir könnten als Erste die Neutralität des Landes verletzen, kann nicht von England aus bewirkt worden sein. Der Belgische Gesandte sagte mir, in einer Engländergruppe, die er nicht bezeichnen könne, sei erörtert worden, daß England Truppen landen werde, um deutschem Durchbruch nach Frankreich zuvorzukommen. Ich antwortete, ich sei durchaus gewiß, daß unsere Regierung unter keinen Umständen zuerst die belgische Neutralität verletzen werde, und glaube auch weder, daß jemals eine Englische Regierung so handeln, noch, daß es jemals einer von der Offensitlichen Meinung dieses Landes gestattet würde. Wir hatten nur die ziemlich heikle Frage zu bedenken, was uns Wunsch und Nothwendigkeit gebieten müßten, wenn die von uns mitverbürgte Neutralität Belgiens von irgendeiner Macht verletzt würde. Verletzen wir sie, durch Truppenlandung, zuerst, so geben wir dadurch dem Deutschen Reich (das ich hier als Beispiel nenne) das Recht, auch Truppen nach Belgien zu senden. Wir wünschen nur, daß die Neutralität, Belgiens und aller anderen Staaten, von Jedem geachtet werde; und ehe sie nicht von irgendeiner anderen Macht verletzt worden ist, werden wir selbst unter keinen Umständen Truppen in Belgiens Gebiet schicken.“

In den Wehen und nach der Geburt des freien Belgierstaates wurde der Gegensatz zwischen Flamen und Wallonen dem nicht Zugehörigen nur selten sichtbar. Niemals aber schien völlig versöhnender Ausgleich möglich. Und da deutsche Macht wieder in der Heimath Karls des Fünften gebot, hoffte Mancher, die Flamen würden sich um sie schaaren, aufathmend erkennen, daß ihrem Stamm Frühling, nicht düsterer Winter, naht und die Stunde schlug, die zwischen Germanen und Galliern den uralten Erbseid über das Lotharingerreich schlichtet. Noch ist von solcher Empfindung nichts zu spüren. Auf die Frage, ob Helbengeist die Flamen zu schroffer Ablehnung deutschen Wesens bestimmt habe, hat Herr Camille Huysmans geantwortet: „Nein. Die Flamen haben sich gesagt, daß sie durch die Annahme deutscher Geschenke ihr Schicksal dem Deutschland verknüpfen und nach dem Abzug der Fremden um den Ein-

tagsvorthell geprellt und obendrein entehrt sein würden. Deshalb kündeten sie den Beschluß: „Wir nehmen Geschenke nicht an und haben keine Gemeinschaft mit den Blättchen, die thun, als sprächen sie in unserem Namen. Der Eindringling hat das Recht, gültige Gesetze auszuführen, nicht aber das, uns neues Gesetz aufzudrängen. Nicht die Deutschen, sondern die Belgier, nur sie, werden dieses neue Gesetz machen.“ Auch eine unserer Sache günstige Gesetzgebung lehnen wir ab. Von den Deutschen will Flandern selbst das beste Sprachengesetz nicht annehmen. Nur einen Schwarm leichtfertiger Jünglinge und alter Romantiker hat das deutsche Banner zu werben vermocht. Diese großen Kinder haben zwar ein Bläthen Lärm gemacht (den der Wind rasch verwehte); stehen aber allein. Die Erinnerung an den Unverstand, den unsere Regierenden oft der Blamenbewegung zeigten, hat dieses Häuflein aus der Erkenntniß verleitet, daß die angebotene Gleichheit die Hinnahme preußischer Herrschaft bedinge. Nur ihnen selbst hat diese unkluge Haltung geschadet. Das merken sie schon: und predigen drum nicht mehr mit alter Gluth die Nothwendigkeit, das „Königreich Flandern“ zu gründen. Ihr Glaube schmilzt, ihre Blätter welken und sie warnen schüchtern nur noch vor der Gefahr einer den Blamen feindsäligen Entente-Politik. Daß einzelne Zeitungen drohen, nach dem Krieg dürfe die Blamenbewegung nicht mehr geduldet werden, ist Thorheit; aber ohne Bedeutung. Der Einbruch hat den Belgierbloß geschaffen und die ungeheure Arbeit zur Wiederherstellung des Heimathbesitzes wird für eine Weile aller Widerspruchsucht Schweigen gebieten. Wohl wird noch Kampf der Stämme und Klassen sein; doch die Pflicht zu einträchtigem Leben und Wirken wird uns vor Krisen bewahren. Und wenn diese erste Arbeit gethan ist, wird Jeder, in Freiheit, wieder den Standpunkt wählen, der ihn richtig dünkt. Das Volk, auch unser organisiertes Proletariat, will ein freies, nicht durch Annexion vergrößertes, nicht in Dienbarkeit erniedertes Belgien, dessen Politik nur in Brüssel, nicht an irgendeinem anderen Ort, beschlossen wird. Dafür sind Destrée, Wandervelbe, Paul Hymans und Andere oft eingetreten. Zwischen ihnen und uns giebt es im Urtheil über belgische Interessen keinen Gegensatz. Und fast alle Blamen, Klerikale, Liberale und Sozialisten jeder Art, sind in dem Entschluß einig, den Deutschen nicht zu er-

lauben, daß sie aus der Blumenbewegung sich eine Kriegswaffe bereiten. An unserem Bloß zerschellt der Wille des Eindringlings. Wir sind nur Dem feindlich, der uns einjochen will. Wir sind weder antiwallonisch noch antifranzösisch, sondern sind die Vertreter eines Volkes, das mit dem ihm tauglichen Geisteswerkzeug seinem Denken die Gestalt bilden will. Muß es, in dem befreiten Vaterland und nach dem Erlebniß des Krieges, den Kampf wieder aufnehmen, so wird das Bewußtsein langer Leidensgemeinschaft dennoch fühlbar bleiben. Wir verzichten nicht, spielen aber, weil wir nicht Dummköpfe sind, unser eigenes Spiel. Und sind so ehrfurchtlos, daß wir in den Glauben neigen, der Deutsche Reichskanzler, der Flandern retten will, wäre gut berathen, wenn er zunächst bedächte, wie er sich selbst retten kann.“ (L'Humanité.)

Hestiger als der Sozialist führt der bürgerliche Herr Ruffenrath die Klinge. „Die 1815 von der niederländischen Regierung geschaffene genter Universität wurde im unabhängigen Belgierstaat schnell die wichtigste Schule lateinischer Kultur. Seit ein paar Jahren fordert die Blumenpartei diese Hochschule für sich. Weil dieses Verlangen aber, sogar in den hellsten Köpfen der Partei, auf Widerstand stieß, zögerte die klerikale Regierung vor dem Entschluß zur Umwandlung. Der General-Statthalter Freiherr von Bissing hat nun die Blamisierung angekündet und schon jetzt das zur Vorarbeit nöthige Geld ins Landesbudget eingestellt. Den Blumen wird mit der Hoffnung geschmeichelt, daß Deutschland ihre, nationalen Wünsche erfüllen werde. Vielleicht lösen sie sich dann von dem anglo-franko-belgischen Bloß. Eitliche Narren haben dem Plan zugejauchzt; aber der Glaube, Deutschland könne die Blumen gewinnen, wäre Selbsttrug. Tausende wehrfähiger Blumen sind, ohne Furcht vor Stacheln und elektrifizirten Schlagbäumen, über die Grenze geflohen, um in dem Belgierheer am Pser zu sechten. Das ist ein schlüssiger Beweis. Die Blumen wären auch gar zu arglos, wenn sie gierig nach dem Köder eines Versprechens schnappten, das erst nach Kriegsschluß eingelöst werden soll. So weit sind wir noch nicht. Gent wird seine französische Hochschule behalten, eine blamische aber in Malines, Antwerpen oder Loewen (dessen Universität bisher frei, vom Staat unabhängig war) gegründet werden. Die Deutschen möchten den alten Streit der Stämme und Sprachen aufschüren. Der Hauptförderer ihres

Wunsch es ist der holländische Pastor Domela Nieuwenhuis, der Bruder des bekannten Sozialisten. Der schreibt, Belgien, „die lächerliche Schöpfung Palmerstons und Grey's“, sei zum Tod verurtheilt und die Geburtsstunde des Königreiches Flandern nah, das Lüttich, Brüssel, Tournai, Lille, Dünkirchen umfassen und sich an das mächtige Deutsche Reich lehnen werde. Gewiß haben Vlamen oft grimmig wider einander gestritten; doch die von draußen drohende Gefahr hat sie sofort, ohne Einwirkung der Regierenden, geeint und diese Eintracht ist seitdem nie gestört worden. So war's immer in Belgiens Geschichte. Jahrhunderte lang war das Land in Grafschaften, Herzogthümer, Marquisats zerklüftet; in jeder Schicksalsstunde aber hat sein eigenstinnig nach Freiheit lechzendes, bei Arbeit und Kurzweil von Fleiß und Künstlergeist glühendes Volk sich als eine feste Willensgemeinschaft erwiesen. Die Geschichte des Vlaanderlandes und Walloniens: Seiten des selben Buches. Der Nothschrei aus Lüttich hat im Herzen Flanderns stets ein Echo geweckt. Nach langer Bedrückung des Bürgerthumes flammte in beiden Bezirken zu gleicher Zeit die Rächerwuth auf und jedesmal war's dann, als schlugen an Maas und Schelde das Herz freier Männer in gleichem Takt. Gegen den spanischen Tyrannen, gegen die schlaaffe Oesterreicherwirthschaft, gegen Hollands plumpe Parteilichkeit, gestern noch gegen die deutsche Drohung standen Vlamen und Wallonen auf der Schanze gemeinsamen Heimathempfindens. Nicht der Boden, sagt Renan, macht die Nation, sondern die Gemeinschaft des Geistesbesitzes. Das haben die schlechten Psychologen, die Deutschlands Staatsgeschäfte leiten, niemals erkannt. Niemals, daß hoch über das Gebiet der Sprache hinauf sich der Volkswille schwingt, nach ehrwürdiger Gewohnheit und geschichtlicher Ueberlieferung in Freiheit zu leben. Das flamische Flandern hat in unserem Jahrhundert tüchtige Historiker, Sprachforscher, Dichter, Romanischreiber hervorgebracht; deren Leistung hob sich aber nie in den Glanz, den Flanderns französische Kultur weithin ausstrahlte. Commynes, der die Geschichte Ludwigs des Elften schrieb, und Chastellain, der am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Frankreichs Literatur hohe Geltung hatte, stammten aus dem flandrischen Aost. Die Erwirker der belgo-französischen Renaissance, Verhaeren, Maeterlinck, Van Lerberghe, Lemonnier, Gekhoud, Rodenbach, Decoste, sind, sämt-

lich, in Flandern geborene und erzogene Vlamen. Und die beiden Männer, von denen die Vlamenbewegung ausging und die heute noch ihre sichtbarsten Köpfe sind, der Komponist Benoit und der Erzähler Conscience, tragen französische Namen und haben unverwischbare Spuren der Herkunft aus Frankreich in ihrem Blut. In Völkern gemischter Rasse bestimmt eben die Sprache durchaus nicht immer die Geistesart. Belgiens Fehler war, daß es Französisch ins Vorrecht der Staatssprache erhob. Die dadurch gekränkten Vlamen fanden in deutschen Schriftstellern lärmfüchtige Helfer. Absicht, die jetzt offenbar ist, trieb Preußen, ihnen Beistand zu gewähren; und unter dem Druck der Deutschthümeler glitt die Vlamenbewegung oft in schroffe Franzosenfeindschaft aus. Durch Deutschlands Einbruch aber wurde der Haushaber bis an die Griechenkalenden vertagt. „In feierlicher Form bethenurn wir dem belgischen Vaterland und unserem König die Treue. Die Vlamenbewegung lehrt nicht die Pflicht vergessen; sie erzieht zu Ehrgefühl, Hingebung, Freiheitliebe. Wir wollen nicht von Fremdherrschaft abhängen und wissen, daß jede Einfügung (sichtbare oder verschleierte) Belgiens in das Deutsche Reich unsere vlamische Kultur austilgen und der Niederlandssprache langsam, doch sicher ein Drittel ihres Reiches rauben würde.“ Das ist die Antwort, in der die Vlamenengruppe des Parlaments die deutsche Forderung abwehrte. Und die Unabhängigen Vlamen haben laut ausgesprochen, daß in ihnen nie der Wunsch war, „die politische Einheit Belgiens zu zerreißen“. Alldeutsche, die nach solcher Erfahrung noch an die Wirksamkeit ihrer kleinen Kniffe glauben, haben schlechte Augen oder ein verdumpftes Hirn.“

Hat der Glaube an Vlamenhilfe sich je irgendwo eingewurzelt? Dann wird rasche Ausrodung nöthig. Die Rheinbundszeit, die dem Eindringling gestattete, aus einem Stamm die Keule zur Entlaubung des anderen zu schnitzen, kehrt in West und Ost nicht wieder. Wir dürfen hoffen, daß in Belgien gerechte Vernunft regiert, die sich ungern in Härte steift, und schütteln die Mär von grausamer Tücke wie Staubflocken ab. Nach zwei Jahren schwierigen Zwitterzustandes heischt aber die belgische Schicksalsfrage unzweideutige Antwort. Die darf, um des deutschen Blutes, um Europa, der Menschheit willen, nicht noch länger verzögert werden.

Johanna in Paris.*)

Eines Tages, als wir auf dem See im Bois ruderten, lächelte die schöne Frau geheimnißvoll. Auf einmal sagte sie ganz gleichmüthig: „Nächste Woche sind wir in London.“

Ich fuhr empor, sah kerzengrade; starrte sie an. Ihr rothblondes Haar sprühte. Sie sagte verträumt: „Werner hat sich entschlossen; wir bleiben länger in London.“

Holla! Ich griff nach dem fortgleitenden Ruder und tauchte es mit einem Ruck ein, daß das Wasser aussprigte. Das Boot schwankte heftig. Sie schrie leise. Ich ruderte wie ein Indianer. Ein Kerl am Ufer machte einen zotigen Witz; ein Mädchen kreischte. Als ich innehielt und tief athmend aufsaß, erhob sich die schöne Frau; furchtlos aufrecht im Boote stehend, legte sie ihre schmale weiße Hand auf meinen Arm: „Wie deutsch Sie sind!“

Meine Schläfen brannten. Ich biß die Zähne zusammen; würgte an zwei dummen Worten: „Viel Glück!“

Sie, beim Abschied: „Und nicht wahr, lieber Freund, Sie nehmen Johanna mit nach Berlin zu meiner Schwester? Nach London können wir sie doch nicht ... Vielen, vielen Dank und auf Wiedersehen daheim im nächsten Jahr!“

Ich küßte ihre Fingerspitzen, kniff die Lippen zusammen, sah ihrem Wagen nach, — Minuten lang.

Johanna: Das war die Däselin.

Und ich?!

„Ach, Johanna, wie deutsch wir sind!“

*

Johanna hatte ein goldbraun glänzendes Fell, das mich an das Haar ihrer Herrin erinnerte. Aus ihren seelenvollen Augen schien beständig ein sanftes, wenn auch nicht ganz von Vorwurf freies Verwundern zu fragen: Was soll mir mein Gemüth in' dieser Stadt?

Ich liebte sie.

Einmal, als wir mit einander im Bois am See gingen, führte sie ihre Nase so dringlich den Boden entlang, daß ich stehen blieb. Auch sie blieb stehen. Wir sahen uns an; und gingen bewegt weiter. Ich schenkte ihr für zwanzig Centimes Hackfleisch.

Am nächsten Tage ging ich, mit Johanna an der Leine, zum Quai Montebello, um nach meiner Gewohnheit in alten Büchern und Ge-

*) Aus dem lustigen „Friedenssanatorium“, das bei Reuß & Jitta, im Konstanzer Verlag der „Zeitbücher“, erscheint und, wie jeder dieser hübschen Bände, nur eine halbe Mark kostet.

Strümpel zu wählen. Unterwegs fiel mir auf, daß uns, in geringem Abstand, hartnäckig ein Hund folgte. Einer jener pariser Hunde, in deren ganzem Bau und Ausdruck eine gewisse frivole Ueberlegenthuerei nicht zu verkennen ist.

Johanna sah sich öfter nach ihm um.

Herr Ducrot zeigte mir eine Plakette, gezeichnet: David 1835. Ich griff zu, ließ vor Begierde Johanna's Leine fallen, handelte in zehn Minuten einen Franc herunter und erhielt die Plakette für acht Francs vierzig Centimes.

Als ich mich umsah, war Johanna verschwunden. Ich erblickte. Herr Ducrot wies hämisch hinüber nach Notre Dame.

Ich rannte, daß die Leute brüllten. Ducrots Wiehern prasselte auf meinen Rücken. Es war zu spät. Inmitten eines Kreises von lachenden Bummeln sah ich Johanna und . . . den Anderen. Im Angesicht von Notre Dame! Sie wedelte vergnügt, als sie mich sah. Ich wartete. Auf dem Heimweg überschlug ich die Zahl der Wochen, die ich in Paris noch vor mir hatte. Mit dunklen Ahnungen ging ich zum Concierge, der auch einen Hund besaß. Er klopfte Johanna lächelnd auf das rothe Fell.

„Frühestens in zehn Wochen, Monsieur!“ sagte er beruhigend, „eher auf keinen Fall.“ Ich gab ihm dankbar fünfzig Centimes. Und er setzte hastig hinzu: „In besonderen Fällen dauert es sogar elf Wochen, Monsieur.“ Ich athmete auf.

Johanna wedelte.

*

In der neunten Woche nach dem Zwischenfall bei Notre Dame lud ich eines Morgens Johanna in eine Droschke. Sie hatte schon etwas Mütterliches an sich und schnaufte sehr; aber der Concierge versicherte beim Abschied nochmals mit acht Schwüren, daß es noch lange nicht so weit sei.

Ich löste für uns Beide Karten nach Berlin. Als wir Paris verließen, hob ich Johanna ans Fenster und zeigte ihr die Richtung von Notre Dame. Aber sie schnaufte nur. Ich schnaufte mit und streichelte ihr rothes Fell.

Adieu, Paris!

*

In Köln übernachteten wir.

Alles ging gut.

In freudiger Dankbarkeit kaufte ich für Johanna ein Beesteeak. Aber sie schnupperte nur wehmüthig daran und ließ es liegen. Sie fing an, sich in merkwürdigen Schlangenwindungen zu bewegen. Mir wurde angst. Mit dem ersten Zug fuhren wir weiter. Ich streichelte sie und redete ihr gut zu; sie lockte meine Hand und sah mich so seelenvoll an, daß alle Furcht von mir wich.

Der alte Herr mir gegenüber hielt die Zeit endlich gekommen, mich in ein Gespräch zu ziehen.

„Nein, so ein possierliches Thierchen“, sagte er und wollte sie streicheln. Sie aber schnappte gereizt nach seiner Hand. Der alte Herr lehnte sich beleidigt zurück.

Plötzlich bog sich Johanna zitternd zusammen und brachte winselnd ein Junges zur Welt.

Wir sahen hoch und starrten uns entgeistert an.

Ich freischte: „Johanna, — laß Das!“

Der alte Herr zeterte: „Herr, bedecken Sie die Geschichte! Wenn meine Tochter aus dem Speisewagen kommt: ein unschuldiges Kind!“

Ich entschuldigte mich und zog mit meinem Plaid eine Art spanischer Wand um Johanna.

Das Ereigniß sprach sich im Zug herum. Von allen Seiten kamen Reisende und gratulirten. Der Gang stand voll Menschen. Hinter dem Schirm erklang betäubendes Quieken. Als ich wagte, wieder dahinter zu sehen, waren bereits drei kleine Ungeheuer vorhanden, In Hannover waren es sechs; in Stendal kam das siebente.

Jemand sagte: „Bis Berlin wird das Duzend voll.“ Alle lachten. Mir standen Thränen in den Augen.

Johanna leckte ihre Kinder.

*

Berlin. Bahnhof Friedrichstraße. Ich ging neben dem Dienstmann, der Johanna und den Koffer trug. Auf meinem Arm hielt ich das Plaid mit den sieben räthselhaften Geschöpfen, deren Gefreisch die Lust erfüllte.

Bei der Billetabgabe hielt man mich an. „Ein Hund?“ fragte der Mann, beugte sich vor und starrte auf mein Plaid: „Und was ist Das?“

„Noch sieben Hunde!“ brüllte ich, zum Aeußersten getrieben.

„Zurück“, donnerte der Beamte; „nachzahlen!“

Ein Berliner erbarmte sich meiner. „Wat Hunde,“ sagte er, „det sin ja junge Papajein!“

Johanna winselte. Die Kleinen freischten. Der Dienstmann fluchte.

Ich zog mein Portemonnaie.

Peter Scherz



Deutsche Verse.

Der Rhein.

Drin im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm

Und der Felsen Häupter über einander
 Hinabschauen, taglang, dort,
 Im kaltesten Abgrund hört'
 Ich um Erlösung jammern
 Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt'
 Und die Mutter Erde anklagt'
 Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
 Erbarmend die Eltern, doch
 Die Sterblichen flohn von dem Ort,
 Denn furchtbar war, da lichtlos er
 In den Fesseln sich wälzte,
 Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme wars des edelsten der Ströme,
 Des freigebornen Rheins;
 Und Anderes hoffte Der, als droben von den Brüdern,
 Dem Tessen und dem Rhodanus,
 Er schied und wandern wollt' und ungeduldig ihn
 Nach Asia trieb die königliche Seele.
 Doch unverständlich ist
 Das Wünschen vor dem Schicksal.
 Die Blindesten aber
 Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch
 Sein Haus und dem Thier ward, wo
 Es banen solle; doch Jenen ist
 Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin,
 In die unerfahrene Seele gegeben . . .

Friedrich Hölderlin.

Der Blinde.

Der Blinde sitzt im stillen Thal
 Und athmet Frühlingsluft,
 Ihm bringt ein Hauch mit einem Mal
 Des ersten Veilchens Duft.

Um es zu pflücken, steht er auf,
 Sucht, bis die Nacht sich naht,
 Und ahnt nicht, daß in ihrem Lauf
 Sein Fuß es längst zertrat.

Friedrich Hebbel.

Sommer am Sämtis.

Du gute Kinde, schüttle Dich!
 Ein Wenig Lust, ein schwacher Wehl!
 Wo nicht, dann schließe Dein Gezweig,
 So recht, daß Blatt an Blatt sich preßt.

Kein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;
Allein die bunte Fliegenbrut
Summt auf und nieder übern Rain
Und läßt sich rösten in der Gluth.

Sogar der Bäume dunkles Laub
Erscheint verdickt und athmet Staub.
Ich liege hier wie ausgedorrt
Und scheuche kaum die Mücke fort.

O Sântis, Sântis! Läg' ich doch
Dort, gerad an Deinem Felsenjoch,
Wo sich die kalten, weißen Decken
So frisch und saftig dräuben strecken,
Viel tausend blanker Tropfen Spiel:
Glückseliger Sântis, Dir ist kühl!

Annette von Droste-Hülshoff.

Lied zum deutschen Tanz.

O Angst! Tausendfach Leben!
O Muth, den Busen geschwellt,
Zu taummeln, zu wirbeln, zu schweben,
Als gings so fort aus der Welt!
Kürzer die Brust
Athmet in Lust,
Alles verschwunden,
Was uns gebunden,
Frei wie der Wind,
Götter wir find!

Sprüche.

Wie mit dem Krieg, so gehts mit jeder Kunst,
Die Staatskunst selbst nicht ausgenommen.
Das Grübeln, Wühlen machet Dunst
Und läßt uns nie zur Flamme kommen,
Wie sie Prometheus doch einmal
Durch Einfall und Vertraun vom Schoß der Götter stahl.

Ich bin ihr wahrer Jakob nicht
Und auch ihr deutscher Michel nicht,
So rein und hold nicht wie der Kenz,
Ich:

Jakob Michel Reinhold Kenz.

Wagners
Saar-Riesling
 Saar-Schaumwein

*Vornehmste deutsche
 Schaumwein-Spezialität*
 Einzig in seiner Art.

*Aus naturreinen Qualitäts-
 weinen der Saar hergestellt.
 Leicht, raffig, blumig und außerordentlich
 bekömmlich.*

Centralverkaufsstelle: Berlin W30.

Fabrik isolierter Drähte zu elektrischen Zwecken

(vormals J. C. Vogel Telegraphendraht - Fabrik) Aktiengesellschaft.

In der Generalversammlung vom 21. Juli 1916 ist die Erhöhung des Grundkapitals unserer Gesellschaft auf nom. M. 5250 000,— durch Ausgabe von 1500 auf den Inhaber lautenden Aktien über je nom. M. 1000.— beschlossen worden. Die neuen Aktien nehmen zur Hälfte an der Dividende des laufenden Geschäftsjahres teil.

Die neuen Aktien sind von einem Bankenkonsortium mit der Verpflichtung übernommen worden, den Aktionären der Gesellschaft ein Angebot zu machen, derart, dass mit einer Frist von vierzehn Tagen auf je zwei alte Aktien eine neue Aktie von nom. M. 1000.— bezogen werden kann.

Nachdem der Erhöhungsbeschluss und gleichzeitig die erfolgte Durchführung am 5. August 1916 in das Handelsregister eingetragen worden sind, fordern wir die Aktionäre auf, das Bezugsrecht unter folgenden Bedingungen auszuüben:

1. Die Anmeldung zur Ausübung des Bezugsrechtes hat bei Vermeidung des Ausschlusses in der Zeit vom

11. August bis 25. August 1916 einschliesslich

bei der **Commerz- und Disconto-Bank in Berlin, Hamburg, Hannover und Leipzig** oder

bei dem Bankhause **A. Hirte in Berlin**, innerhalb der bei jeder Stelle üblichen Geschäftsstunden zu erfolgen.

2. Bei der Anmeldung sind die alten Aktien, auf welche das Bezugsrecht geltend gemacht werden soll, ohne Dividendenscheinbogen, unter Beifügung von zwei gleichlautenden, von den Einreichern vollzogenen Anmeldescheinen zur Abstempelung vorzulegen. Entsprechende Formulare sind bei dem genannten Stelen kostenfrei erhältlich. Die alten Aktien werden abgestempelt zurückgegeben.
3. Der Bezugspreis von 136% zuzüglich 4% Zinsen auf den Gegenwert der bezogenen neuen Aktien vom 1. April 1916 ab bis zum Bezugsstage und zuzüglich Schlussachseinstempel ist bei der Anmeldung in bar zu entrichten.
4. Die Aushändigung der bezogenen neuen Aktien erfolgt nach Ablauf der Bezugsfrist bei derjenigen Stelle, bei welcher die Anmeldung erfolgt ist.

Adlershof bei Berlin, den 8. August 1916.

Fabrik isolierter Drähte zu elektrischen Zwecken
 (vormals C. J. Vogel Telegraphendraht-Fabrik) Aktiengesellschaft.
 Max Vogel.

Dr. Möller's
Sanatorium
 Dresden-Schönau
 Diätet. Kurort
 nach Schroth
 Herliche Lage
 Wirks. Heilort
 Chron. Kranke
 Prop. u. Kuren frei

Bereitung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 Mk.

Sanatorium Bühlau
 bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

In der **Handelshochschule Berlin** ist die erste Immatrikulation für das Wintersemester 1916/17 auf Donnerstag, den 26. Oktober, festgesetzt. Das Nähere erfahren die Leser aus der amtlichen Bekanntmachung im Inseratenteil dieser Zeitschrift.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Hausstrinkkur bei Nierengries Gicht, Stein, Rheiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1915 = 9306 Badegäste und 1,800,738 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.



Sturm auf ein franz. Gehöft

Denk
an uns! Sendet

Galem Aleikum

(Hohlmundstück)

Galem Gold

(Goldmundstück)

Zigaretten.

Willkommenste Liebesgabe!

Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10
4 5 6 8 10 Pf. d. Stück.

einschließlich Kriegsaufschlag

20 Stück, feldpostmäßig verpackt, **portofrei!**
50 Stück, feldpostmäßig verpackt, **10 Pf. Porto!**

Orient. Tabak- u. Cigarettenfabr. **Veridze** Dresden.
Jnh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M.d. Königs v. Sachsen.

Trustfrei!

Bestellungen
auf die

Einbände

zum 95. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—59. III. Quartal des XXIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.75 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerrungen

Fürstenhof Carlton-Hotel — Frankfurt a. M. —
Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Weinstuben

Mitscher

**Krebse
Erdbeer-
bowle**

Französische Straße 18

Zentrum 2281

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-Tee :: Abends n. d. Karte

Vornehme
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme
Konzerte.

Kurfürsten-
damm 235

„Königin“

Kurfürsten-
damm 235

Weinrestaurant I. Ranges

Täglich Konzert

□□

Täglich Konzert

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu!

AQUARIUM

mit Terrarium
u. Insektarium.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Salamander Stiefel

★ Die deutsche ★
Weltmarke

JOE
LOE

